



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 47, 02.11

aus dem österreichischen Autorenalphabet:

A wie **ACHLEITNER, AUDEN**

Im Mai des Jahres 2010 wurde der Schriftsteller und Architekturhistoriker **Friedrich Achleitner** 80 Jahre alt, Hunderte von Menschen feierten ihn in einem vom Architekturzentrum Wien und der Alten Schmiede vorbereiteten Fest.

Der Literaturwissenschaftler **Klaus Kastberger** hielt als abschließenden Höhepunkt eine begeistert aufgenommene Fest- und Lobrede auf Achleitner, die *Der Hammer* ungekürzt wiedergibt.

Im November 2010 hat der in Niederösterreich geborene und in Wien lebende Schriftsteller und Dichter **E. A. Richter** seine biographische Romankomposition *Fliege* in der Alten Schmiede vorgestellt, gefolgt von einer Besprechung im *Hammer* 46. Thematisch zu diesem Romankomplex gehörend, aber nicht in ihn aufgenommen ist diese nacherzählte Begegnung eines Wiener Philosophen mit dem nach Niederösterreich zugezogenen bedeutenden englischen Dichter **W. H. Auden**.



Klaus Kastberger

Vorbereitungen für eine Einrichtung. Für Friedrich Achleitner zum 80igsten Geburtstag

Motto (aus: friedrich achleitner: einfache rathschläge für eine einfache geburtstagsfeier):
das beste getränk für gäste ist das wasser [...] der wein ist ihnen schädlich und der brandewein äusserst gefährlich das nachtrinken eine schlimme gewohnheit vieler müssen die hausherren nicht gestatten

1.

Schalchen ist eine Gemeinde im Innviertel. Schalchen hat 3.514 Einwohner und liegt auf 439 m Seehöhe. Das Gemeindewappen von Schalchen: In Silber über blauem, gewelltem Schildfuß zwei blaue, schräggekreuzte Reißhaken mit roten Stielen, überdeckt durch eine rote, gestürzte Muschel. Die Geschichte von Schalchen reicht bis zur Römerzeit zurück. Um 15 v. Chr. eroberte Kaiser Augustus die Alpenländer. Zu dieser Zeit bestand in Schalchen eine Kultstätte und ein Friedhof. Anfänge christlichen Lebens gehen in Schalchen auf das 7. und 8. Jahrhundert zurück. Der Pest fielen in Schalchen viele Menschen zum Opfer. Ab 1530 verbreitete sich der Protestantismus im Land und machte vor Schalchen nicht halt. Von jeher hatten die Menschen um Schalchen eine besondere Beziehung zum Kobernauserwald. Wald und Bach waren Lebensspender in und um Schalchen. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege wurde Schalchen von den Franzosen ausgebeutet. Die Bevölkerung von Schalchen ernährte sich von Wurzeln und Rinde. Die Gemeindegründung von Schalchen erfolgte im Revolutionsjahr, 1892 wurde in Schalchen der Schulbau beschlossen, 1900 eine Auspeisung eingerichtet und arme Kinder mit guter Suppe versorgt. 1920 gab Schalchen Notgeld aus, 1925 erreichte der Schilling Schalchen. Unter dem Punkt »Söhne und Töchter« findet sich in Schalchen ein Name eingetragen: Friedrich Achleitner, österreichischer Architekt, Architekturkritiker und Schriftsteller, Mitglied der Wiener Gruppe.

2.

Im Jahr 1924 (da war, um nur ja keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, Friedrich Achleitner noch nicht auf der Welt), 1924 also schreibt Robert Musil über Oberösterreich: »Irgendeine große Schönheit steckt in diesem Land, aber sie kommt nicht recht weiter. Die Sonne blinkt in der Pflugschar, die Kuh brüllt, die Magd geht, ein Apfel fällt vom Baum. Nebeneinander stehen und geschehen die Dinge, die in ihrer Einfachheit die tiefsten sind.«

Wie zur Bestätigung all dessen schreibt Friedrich Achleitner 33 Jahre später:

schau schau
da fraonz

da fraonz
schau schau

schau schau
da fraonz

da fraonz
schau schau

schau schau
da fraonz

schau schau

Wir Oberösterreicher, und ich nutze die festliche Gelegenheit, die sich hier bietet, um darauf einmal in aller Entschiedenheit hinzuweisen, wir Oberösterreicher also lassen uns diesen Franz hier in Wien nicht länger zum Karl machen. An meine Berufskollegen richte ich einen Aufruf: Denn der Einfluss der oberösterreichischen Ontologie auf die Literatur der Wiener Gruppe gehört einmal dringend und eingehend literaturwissenschaftlich untersucht. Vielleicht böte sich so gar die Chance auf eine zumindest partielle Umbenennung oder Gründung einer Subsektion: Friedrich Achleitner, Wiener Gruppe, Schalchener Zweig.

Der für die moderne Dialektdichtung wegweisende Sammelband »hosn rosn baa« (der, auch was Artmanns Gedichte betrifft, viel radikaler ist als die »schwoazze dintn«) wurde vor einigen Jahren in der Alten Schmiede als eines der Grundbücher der österreichischen Literatur nach 1945 präsentiert. In dem begleitenden Gespräch hat Achleitner damals darauf hingewiesen, dass ihm im Dialekt zu schreiben erst aus einer Distanz zum Dialekt heraus möglich war. Das ist exakt der umgekehrte Weg, den Robert Musil schlechter Dialektdichtung unterstellt. Denn während sich diese aus der Stadt in die Heimat zurückkrümmt, ohne zu sagen, wo sie war, wachsen Achleitners Dialektgedichte aus Schalchen in die Stadt und sind von diesem Umfeld nicht mehr zu trennen, selbst dann, wenn man sie auch auf dem Land mit Vergnügen liest.

3.

Innerhalb der Wiener Gruppe war Achleitner freilich nicht nur mit seinen Dialektgedichten präsent, er war einer der Hauptakteure der »literarischen cabarets« und stand mit den anderen in intensivstem Kontakt, ja vielleicht war er – aufs Gesamte gesehen – überhaupt der Kontakt. Auffällig ist, dass in den schriftlichen Dokumenten der Zeit Achleitners Name verlässlich dann auftaucht, wenn es um Versuche einer Selbstinstitutionalisierung geht. Besonders aussagekräftig in dieser Hinsicht und ein früher Hinweis auf möglicherweise bis heute vorhandene besondere organisatorische Qualitäten des Jubilars ist ein Dokument aus dem Jahr 1958, das eine bezeichnende Überschrift trägt: »beschluss bei einer zusammenkunft in achleitners unterkunft«. Penibel sind darin einzelne Arbeitsvorhaben zum Aufbau einer Organisation eingetragen, wie etwa: »kontaktaufnahme mit fähigen menschen«, »schaffung einer zentrale«, »anlage einer kartei«, »bildung von arbeitsgemeinschaften« oder »klärung der begriffe unter vermeidung von ideologien«.

Achleitners literarische Texte, von denen gerne gesagt wird, dass sie in hohem Maß »konstruiert« bzw. »konstruktiv« seien (was wunder auch bei einem Architekten), Achleitners Texte also werden, wenn es um die Wiener Gruppe geht, oft erst im zweiten oder dritten Atemzug genannt. 1970 erschien bei Rowohlt ein umfänglicher Sammelband unter dem weitgespannten Titel »prosa, konstellationen, montagen, dialektgedichte, studien«. Ein Druckfehler, den Achleitner in den Fahnen entdeckte, ist für den Umgang mit ihm und mit seiner Literatur symptomatisch. Einem von Achleitners wichtigsten Montagetexte hatte man



anstelle von »vorbereitungen für eine hinrichtung« einen Titel gegeben, den Sie heute in anderer Verwendung schon einmal gehört haben: »vorbereitungen für eine einrichtung«. Innenarchitektonische Entscheidungsfragen (ich stelle mir vor: zwischen rotem und blauem Sofa) schienen dem Lektorat, und sei es auch unbewusst, offensichtlich besser zu diesem Autor zu passen, als ein explizit politischer Text wie der genannte. »Welch ein Irrtum«, könnte man darauf mit einem sprachlich glattgebügelten Ernst Jandl sagen.

Ein Text, auf den verwiesen wird, wenn vom frühen Achleitner die Rede ist, und auf den deshalb auch hier hingewiesen werden muss, ist »die gute suppe«. Dazu rein literaturwissenschaftlich nichts Neues, dafür eine kleine Anekdote, die nur den einen Nachteil hat, dass Achleitner selbst sie schon kennt. Das bitte ich zu verzeihen: Vor vielen Jahren also habe ich »die gute suppe« in einer Ferienakademie in Ebensee vor ungarischen Studenten »durchgemacht«.

Auf die an die Gruppe gerichtete Frage, warum »die gute suppe« wohl geschrieben wurde, bekam ich eine in doppelter Weise richtige Antwort: »Damit wir ungarische Studenten besser Deutsch lernen.« Diese Antwort führt zurück an den Ursprung, denn tatsächlich ist das Sprachmaterial von Achleitners Text einer Deutschfibel für amerikanische Besatzungssoldaten entnommen, und aus dieser Quelle heraus gewinnt die gute Suppe noch einmal einen ganz anderen Sinn, wohl auch für die, die schon leidlich Deutsch können.

4. Wie quadratisch kann ein Roman sein? Diese Frage stellte Wendelin Schmidt-Dengler im Titel des letzten Aufsatzes, den er zur Wiener Gruppe geschrieben hat. Aus Achleitners »quadratroman« (1973) heraus fällt die Antwort leicht. Ein Roman kann beinahe ganz quadratisch sein; der von Achleitner ist im Druck exakt zehn Komma null mal neun Komma acht Zentimeter. Gerade weil die einzelnen Textquadrate nicht quadratisch sind, schaut der »quadratroman« quadratisch aus. Dass er es nicht ist, gibt der Autor allen, die sein Buch nicht nur angeschaut, sondern bis zur letzten Seite gelesen haben, im abschließenden Textquadrat zu verstehen. Denn eigentlich, so schreibt er da in das Quadrat hinein, das keines ist, müsste sein Roman ja »rechteckroman« heißen, aber das wäre kein guter Titel. Für potentielle Nachfolger, die Achleitner in seinem Text explizit auf den Plan ruft, ja die er geradezu provoziert, wird es schwer. Denn obwohl der »quadratroman« keiner ist, scheint der Titel mit ihm ein für alle mal besetzt. Im Krieg der Dichter, als den sich manch ein amerikanischer Professor die Literatur gerne vorstellt, ist eine solche Strategie gleichzeitig friedlich (und geschrieben hätte ich an dieser Stelle beinahe: friedrich) und genial. Mit einem Nicht-Quadrat verhindert Achleitner das Quadrat in der Literatur für alle Zeiten.

5. Geburtstag: Der von Achleitner ist immer auch ein bisschen der von Gerhard Rühm. Der Band »super rekord 50 + 50«, der in Heimrad Bäcker's edition neue texte erschien, machte dies anhand der beiden 50. Geburtstage klar. Neben zahlreichen Dokumenten gegenseitiger Bezogenheit vermittelt das Buch auch einen Einblick in die spezifische quellenkundliche Arbeit an der Geschichte der Wiener Gruppe. Achleitners Anteile daran sind nicht zu unterschätzen, wie ein Briefwechsel zwischen ihm und Rühm aus dem Jahre 1967 zeigt, also knapp vor Erscheinen des »Wiener-Gruppe«-Paperbacks.

Kombination aus detaillierter Betrachtung und ökonomischem Ausdruck

Frage Gerhard Rühm: »wann und bei welcher gelegenheit haben wir uns BEWUSST kennengelernt. [...] bitte erinner dich an alles, was dir in den keller gerutscht ist?« Antwort Achleitner: »ich bin in den keller gestiegen aber leider, leider ohne etui und da ist es sehr finster mein lieber. dein teures profil habe ich das erste mal in vöslau gesehen beim trr rainer in der villa bei diesem sommerfest auch ossi war dort konrad und ch glaube ich.«

Frage Gerhard Rühm: »wann und wo war unsere dialektlesung mit hc in salzburg?« Antwort Achleitner: »[davon] habe ich weder prokram noch gritiken«. Nächste Frage Rühm: »wann genau waren wir bei otto nebel in bern?« Darauf Achleitner: »gegenfrage: waren wir einmal oder zweimal beim nebel. einmal wohl bei nebel und schnee«. Letzte Frage Gerhard Rühm: »fällt unsere begegnung mit diter rot mit dem besuch nebels zusammen?« Darauf nun eine etwas längere Antwort von Achleitner, die ein Text nicht allein über die Wiener Gruppe, sondern einer der besten von ihr ist:

»diter rot haben wir jedenfalls in dieser nacht bei bern nachdem wir dem den totkranken kasigen marcel wiss wyss wüss oder so besucht hatten auf der straße getroffen, könne koenne der trottel ist noch immer nicht erreichbar, ich glaube wir waren doch am gleichen tag auch bei nebel, wie hätten wir sonst nach bern kommen können

sag einmal du wursthaut, waren wir nicht doch noch einmal in bern und zwar mit dem bildhauer peter meister, wir waren doch einmal mit dem roller dort und da waren wir doch auch in tutlingen du sau und dann hat uns doch der peter mit seinem auto nach bern geführt über luzern und dann haben wir doch in einem wirtshaus in emmenthal einen lip-tauer oder lüneburger gegessen in dem haus wo johann peter hebel einmal einen kaffee getrunken hat und dann sind wir in luzern über die holzbürke brücke natürlich gegangen die wo so lang war, dass du gemint hast das ist gar keine brücke sondern ein ein ein bandelwurm du depp alsdann sind wir doch auch zum nebel

kernfrage für einen gewiegten historiker: war das vor dem erstenmal oder nachher, weil nämlich dann das erstemal es zum schluß gar nicht sein könnte versterhst«

6. »Lebenslänglich«, so Achleitner, hat ihm eingebracht, dass er in jungen Jahren einer Gruppierung angehörte, die sich dezidiert gegen eine beschreibende Literatur gewandt hat. »Lebenslänglich beschreiben«, dieses Verdikt trifft natürlich zunächst und allererst Achleitners Führer zur österreichischen Architektur, und es trifft dieses Verdikt jenes gigantische Nachschlagewerk in doppelter Weise, nämlich sowohl von seinem Umfang her als auch von seiner Form. Es ist sicher nicht nötig, dass ausgerechnet ich Ihnen, meine sehr geehrten Damen und Herren, als ein dazu völlig Unberufener die fachliche Bedeutung dieses Führers vor Augen stelle: Alle, die Augen und von Architektur eine Ahnung haben, sehen das selbst.

Relativ unabhängig von den beschriebenen Häusern fasziniert Sprachmenschen wie mich seit jeher die spezifische Art der Beschreibungen. Dazu gehört, dass Achleitner die Räume, die er beschreibt, zunächst einmal allesamt begeht, woraus sich dann erst jene Kombination aus detaillierter Betrachtung und ökonomischem Ausdruck ergibt. »An dieser Stelle«, so heißt es an einer Stelle des Führers, »könnte ein schönes Foto von einer ebenso schönen Schule stehen, wenn sie nicht durch kurzsichtige und lieblose Renovierung zerstört worden wäre.« Pragma-



Fortsetzung von Seite 3

tischer wurde der apodiktische Satz aus Oswald Wieners »verbesserung« kaum umgesetzt, der von »einer verblödung des ortes durch architektur« spricht.

»Nieder mit Fischer von Erlach« nannte Achleitner eine Zusammenstellung seiner Architekturkritiken, viele davon erschienen in regelmäßigen und kurzen Abständen in der »Presse«, und ich nehme an: Mit dem meisten, was er darin sagt, hat er recht. Offen blieb Achleitner stets auch für die kleine Form. So erinnere ich mich noch ganz gut an eine im »Falter« veröffentlichte Kritik Wiener Punschstände, bei der die modische Variante im Museumsquartier nicht sehr gut weg kam; seither vermeide ich es, dorthin zu gehen (mittlerweile ist das Ding, so glaube ich, auch abgebrannt).

Achleitners Kritiken jedenfalls machen die Räume erlebbar. Seit ich seine Beschreibung des »Salzams« kenne, weiß ich besser, warum und auf welch schmalem Grat des Gelingens ich mich dort wohlfühle; bei Achleitner heißt es: »Nirgends wird der Wiener Architekt so grundsätzlich wie im Wirtshaus. Auch das Salzamt [...] ist ein architektonisches Manifest, dessen präzise Gewöhnlichkeit das Gewohnte zum artifiziellen System erhebt, das eben nur mit Akribie geplant werden kann.«

Schon einige wenige Sätze zeigen es: Der große österreichische Staatspreis für Kulturpublizistik, den er Mitte der 80er Jahre bekam, hat mit Achleitner den richtigen erwischt, zahlreiche andere Auszeichnungen und Preise für sein literarisches und publizistisches Werk folgten nach. An der Angewandten bekleidete Achleitner eine Professur, sein Auftreten indes blieb davon unberührt, zumindest habe ich ihn nie anders als in einem guten Sinn anti-professoral erlebt, aber zugegeben: Ich war auch nie in einer seiner Vorlesungen oder gar in seiner Sprechstunde. Eine Achleitnersche Intervention in die repräsentativen Zusammenhänge des österreichischen Kulturbetriebes ist mir besonders gut in Erinnerung, nämlich sein Vorschlag, dass die Mitglieder des österreichischen Kunstsenats, die sich aus den Trägern des Großen Österreichischen Staatspreises rekrutieren und diesen vergeben, aus dem Gremium ausscheiden sollen, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben.

Achleitner, der in diesen Tagen just die damals genannte Altersgrenze erreicht, braucht den Schritt, den er selbst gerne als erster getan hätte, nicht zu unternehmen. Da der Staatspreis für Kulturpublizistik nicht zur Nominierung in den Kunstsenat führt, gehörte Achleitner dem Gremium nie an. Der Beitrag indes, in dem er seinen Verjüngungsvorschlag machte, blieb im Katalog der Ausstellung »Kunst – Kunst – Kunst. Der große österreichische Staatspreis« ungedruckt. Der quellenkundlichen Vollständigkeit halber füge ich an: Dieses Mikrodrama des österreichischen Betriebs stammt nicht etwa aus den 50er Jahren, es ereignete sich real vor genau sieben Jahren.

7.

Einen gewissen Verdacht an Friedrich Achleitner erregt möglicherweise die Tatsache, dass er mit Kritik (und zwar nicht allein an Häusern) nicht zurückhält, gegen ihn selbst aber (um es mit einer Wendung von Werner Kofler zu sagen) nichts vorliegt. Einem Laudator, den man (wer weiß) vielleicht mit Bedacht aus der Literatur und nicht aus der Architektur genommen hat, fällt sein Job unter solchen Voraussetzungen leicht, denn er braucht in seinem Lob nichts zu überspielen oder zu überdecken, obwohl die ein oder andere böse Geschichte vielleicht ganz lustig gewesen wäre. Ernst Jandl, der mir in dem Zusammenhang gerade einfällt, schrieb einst ein halbwegs böses Gedicht, in dem er die Wiener Gruppe ausgerechnet mit dem vergleicht, was man gerne für ihr Gegenteil hält, nämlich mit einer stinknormalen Familie.

Achleitners Name findet sich in dem Text mit Bedacht ausgespart, aber das fällt nicht weiter ins Gewicht, weil in ihm ja auch Bayer und Wiener fehlen. H. C. Artmann, der dies selbst immer hartnäckig gelehnet hat, figuriert bei Jandl als Vater, Rühm als Mutter, und Jandl selbst kommt (und das ist freilich ein Wunschbild) die Rolle eines Onkels zu. Von den zahlreichen Kindern der Gruppe, deren Namen Jandl nicht nennt, ist Achleitner, so reime ich mir das zusammen, wahrscheinlich das freundlichste, und freundlich bleiben trotz der oft gebotenen Deutlichkeit auch seine Texte. Das könnte man freilich auch anders sagen: Dem Achleitner, der (früher) durchaus goschert sein konnte, nimmt man einfach ab, was er sagt, weil man dahinter keine Taktik und keine Intrigen vermutet.

8.

Hätten wir eine Poetik nötig, könnten wir eine solche aus diesen Sätzen sowohl für die Kurzbeschreibungen aus Achleitners Architekturführer als auch für die Prosaminaturen beziehen, die er – seit seiner Emeritierung – Text für Text beim »Standard« und Band für Band bei Zsolnay vorlegt. Ganz nahe dran zu sein, nämlich die Räume am eigenen Körper gespürt zu haben, und auf sie dann doch einen distanzierten Blick zu werfen, schließt sich in Achleitners literarischen Texten nicht aus. Von Bad Gastein beispielsweise heißt es, dass er der »poetischste ort« der Welt sei, weil dort vom »grandhotel« bis zur »trafik« wirklich alles Vorhandene mit seinem – oft auch nur: ehemaligen – Namen beschriftet ist. Ein Text über Zürich wurde dort erstveröffentlicht, wo er hingehört, nämlich in der »Neuen Zürcher Zeitung«: »In zürich«, so Achleitner, »fallen sogar die blätter ordentlicher vom baum als in anderen städten.« In Wien hingegen bzw. an Wiener Orten und später auch in »wiener linien« (2004) entstehen solche Texte, und die genannten Beispiele entstammen den »einschlafgeschichten« (2003), quasi von selbst. Zum Beispiel in einem Wechselspiel von Frage und Antwort: »frage und antwort standen an einer straßenbahnhaltestelle. wann kommt die nächste straßenbahn, fragte die frage. darauf habe ich gewartet, sagte die antwort.«

Der Band »und oder / oder und« (2006) trägt selbstbegründende Strukturen, die oft absurder scheinen, als sie logischerweise sind, schon im Titel. Anhand vieler Einzelbeispiele dekliniert Achleitner die Sache durch, z. B. in dem Text »kraft der sprache«. Der beginnt so: »kraft der sprache, sagte er, sie verstehen, was ich meine. kraft der sprache ist es möglich, ihnen auseinanderzusetzen, dass es ohne sprache praktisch keine auseinandersetzung gibt.« Dem Humor, auf den hin die Rezeption die letzten Bücher Achleitners oft verkürzt hat, begegnet der Text »hamur«, und ans Ende all seiner Textminiaturen setzt Achleitner, stets nur vorläufig, und so heißt dann auch seine bislang letzte Textsammlung, einen »springenden punkt« (2009). Mit einem Text aus diesem Band, der sich »satzembryo« nennt und damit das Offene schon in seinem Titel trägt, komme ich langsam ans Ende, wobei ich Sie, meine Damen und Herren, in Würdigung des Jubilars bitten möchte, sich dieses Ende ungefähr so vorzustellen wie in Stanley Kubricks Space-Odyssee: als das Bild eines Babys, das schwerelos ins All schwebt. Dazu passt der Achleitnersche Subtext: »entschuldigen sie, mein lieber, dass ich ihnen in dieser form von ein paar worten gegenüber trete. mich gibt es eigentlich noch gar nicht.«

Besser als mit dem Hinweis, dass es ihn selbst faktisch noch gar nicht gibt, hat sich noch kein Text den G'schaftelhubereien der Interpreten entwunden, und besser als in dieser einfachen und gleichzeitig dezierten Weise könnte sich auch kaum einer dem eigenen Geburtsfest entziehen. Ganz nebenbei lässt die Tatsache, dass es den Jubilar noch gar nicht gibt, aber für seine Zukunft das Beste hoffen.

keine Taktik
und keine
Intrige



Zum Schluss, lieber Fritz, soll Dich in Deinem freundlichen Entschwinden dann doch noch eine Adresse treffen. Ein Satz, den man auf Kindergeburtstagen (und ich spreche hier aus eigener Erfahrung) in Wien und in Oberösterreich gleichermaßen mit voller Inbrunst singt, und den ich Dir hier im Namen von uns allen einfach sagen will: Wie schön, dass Du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst.



Foto: Kastberger

KLAUS KASTBERGER, *1963, Literaturwissenschaftler und -kritiker (u.a. für *Die Presse* und ORF), wissenschaftlicher Mitarbeiter des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek und Privatdozent an der Universität Wien. Zahlreiche Publikationen zur österreichischen Literatur, Ausstellungen und Veranstaltungskonzeptionen (u.a. »Grundbücher der österreichischen Literatur seit 1945«). Herausgeber u.a. der historisch-kritischen Ausgabe *Ödön von Horváths* (ab 2009 bei de Gruyter). Zuletzt erschienen: *Vom Eigen*

sinn des Schreibens. Produktionsweisen moderner österreichischer Literatur (2007); *Peter Handke: Freiheit des Schreibens – Ordnung der Schrift* (Hg 2009).

FRIEDRICH ACHLEITNER, *1930 in Schalchen (OÖ), Architekturstudium bei Clemens Holzmeister an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Zunächst freischaffender Architekt, von 1955–64 Mitglied der »wiener gruppe«. Lehrte ab 1963 an der Akademie der Bildenden Künste; 1983–98 Lehrkanzel für Geschichte und Theorie der Architektur an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien. Wissenschaftliche Publikationen: *Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert* (1980–2010); *Nieder mit Fischer von Erlach* (1986); *Aufforderung zum Vertrauen* (1987); Literarische Publikationen: *hosn rosn baa*. Dialektgedichte (mit Artmann und Rühm, 1959); *fleckerlteppich* (1959); *schwer schwarz*. konkrete poesie (1960); *der rote Reiter – drei geschichten* (1967); *prosa, konstellationen, montagen, dialektgedichte, studien* (1970); *quadrat-roman* (1973); *super record 50+50* (mit Gerhard Rühm, 1981); *Kaaas*. Dialektgedichte (1991); *Die Plottegs kommen* (1995); *einschlafgeschichten* (2003); *wiener linien* (2004); *und oder oder und* (2006); *der springende punkt* (2009).



E. A. Richter

Die Auden-Episode

Ich hatte noch genug Zeit, um zur Kärntner Straße zu fahren. Dort fand ich gleich einen Parkplatz in der Walfischgasse, direkt vor einem Haus mit einer Tafel, auf der stand, Wystan Hugh Auden sei hier gestorben. Das hatte ich nicht gewußt, und ich trat auf die gegenüberliegende Straßenseite, um der Reihe nach die Fenster zu mustern. Keines schien sich zum Fenster für ein Sterbezimmer zu eignen. Jedes Fenster jedes Hauses eignete sich prinzipiell zum Fenster eines Sterbezimmers. Durch jedes Fenster jedes Hauses könnte man in das Sterbezimmer irgendeines Menschen blicken, ohne es zu wissen. Jedes Fenster irgendeines Hauses behauptete die gebührende Distanz zwischen möglichen Betrachtern und Sterbenden oder Toten. Und es verhinderte, daß sich der Aushauch eines Sterbenden oder Toten mit dem Atem eines noch Lebenden vermischte.

Die spiegelnden Scheiben gaben mir keinen Hinweis darauf, wo er gestorben sein könnte und wo sich vielleicht noch der letzte Luftrest seines Lebens verbarg. Alle Fenster waren geschlossen und erschienen mir abweisend, gleichgültig und kalt.

Von der Kärntner Straße her ertönten in verschiedenen Tonhöhen Silvesterflöten. Ich zwängte mich zwischen Paaren und Gruppen hindurch, machte ständig Ausweichbewegungen zu den Rändern der Straße hin, ohne wirklich den Kontakt zu fremden Körpern vermeiden zu können. Ich wollte jedenfalls ohne peinliche Berührung zum Stephansplatz gelangen.

Von Auden hatte ich zum ersten Mal etwas vom Älteren Philosophen gehört, dem ich zuletzt im Herbst im Philosophischen Institut begegnet war, als er einigen schnell verständigten Personen aus seinem Bekanntenkreis die Vorzüge des Betriebssystems Linux erläutert hatte. Danach führte er mich in das größte Zimmer, das des Institutsvorstands, das etwa die Fläche eines kleineren Hörsaals einnahm. Es war von einer ausladenden, s-förmig geschwungenen schwarzen Ledersitzbank beherrscht. Der Ältere Philosoph forderte mich auf, mich darauf niederzulassen, und setzte sich schräg hinter mich auf deren andere Seite hin. Anscheinend fand er es der Situation angemessen, daß wir einander beim Sprechen den Kopf über die Schulter hinweg zuwenden mußten.

Er wandte sich mir zu und fixierte mich mit seinen immer leicht geröteten Augen: Er habe beim Türöffnen an ein eigentümliches Ereignis denken müssen, das schon in den sechziger Jahren passiert sei.

Er nannte es seine *historische* Anglophilie, die ihn in diesem Augenblick eingeholt habe – und die er nur so nebenbei mit seinen *historischen* literarischen Ambitionen in Zusammenhang brachte –, die Anfänge seiner Anglophilie, wobei er auf deren wirklichen Beginn gar nicht eingehen wollte, sondern nur auf eine einzige Episode: Die habe mit einem Zwiegespräch begonnen, nämlich mit einem Penguin Book, das er wahrscheinlich in der englischen Abteilung der Buchhandlung Gerold am Graben erstanden hatte, und er erinnere sich noch ganz genau an dessen Umschlag: Auf weißem Grund sei unten in der Mitte ein weißer Pinguin aus einem ovalen olivfarbenen Rahmen wie herausgeschnitten erschienen; und die Rückseite habe eine Art geometrisches Tapetenmuster bedeckt, mit orangefarbenem Grund und nach rechts gerichteten Haken, die je ein olivfarbenes Quadrat umschloß. Wenn er die Augen zusammenkniff, habe er dieses Muster wie ein regelmäßig zwischen rechts und links hin- und herpendelndes Flechtwerk wahrnehmen können.

Ach, die Auden-Episode! Er sei damals, nachdem er die ersten Verse gelesen habe, völlig gefangen genommen gewesen von der Audenschen Sprache, die ihn mit ihrer Energie und Schönheit geradezu zwang, das alles verstehen zu wollen, in seiner Größe und Tiefe. Und bald habe ihn eine Begeisterung, ja Hysterie gepackt, aus der ihm seine Hybris den Wunsch aufgedrängt habe, einige Teile zu übersetzen. Verblendet, wie er war, glaubte er tatsächlich, er sei der erste, der diese Sammlung im Penguin Book übersetzte, was ihm auch die Kraft zum Durchhalten gab, trotz der minimalen Mittel, die ihm seinerzeit zur Verfügung standen: seine höchst verbesserungswürdigen Englischkenntnisse, die Wörterbücher in der Universität und die zeitlosen Nachmittage und Abende dort, an denen er sich über immer mehr Gedichte hermachte. Das Problem dabei war ihm nach einigen mißlungenen Versuchen klar geworden: Eine schlechte Übersetzung werde dort frei, wo sie wörtlich sein könnte, und wörtlich, wo sie frei sein müßte.

Wie eine Krankheit sei er über ihn gekommen, dieser Übersetzungswahn, der darin gipfelte, daß er schließlich den Mut fand, sich an Auden selbst zu wenden, von dem er erfuhr, daß er in einem kleinen Dorf in der Nähe von St. Pölten wohne. Möglicherweise stieß er auf den Hinweis in einem Artikel in der »Presse«, wo er auch ein Foto Audens entdeckte, das er sich ausschnitt und über sein Bett heftete. Es zeigte einen Menschen mit einem neugierig-kalten Blick aus einem Echsen Gesicht.



Fortsetzung von Seite 5



Foto: Horst Tappe

Auden war damals erst Anfang sechzig gewesen, und der Ältere Philosoph wollte nicht glauben, daß ein Mann dieses Alters eine solche Unzahl von Falten, Furchen und Rissen haben konnte. Er hatte, als er seine Gedichte in sich hineinsog und versuchte, deren Kern und alles Mitschwingende zu erfassen, keineswegs ein solches Gesicht vor sich gehabt. Er hätte kein solches gebraucht, um diese jauchzende Attraktion zu verspüren. Es war so, als spreche jemand mit Engelszungen, wobei das Engelhafte die Perfektion in der Verbindung von Sinngebung, Rhythmisierung und Melodisierung bestand: nur ein Engel – als körperhaft-körperloses Wesen – konnte über eine solch vielseitige Aufmerksamkeit verfügen.

Der Ältere Philosoph schilderte dann mit einigen atemlos herausgepreßten Sätzen die Vorgeschichte bis zu jenem heißen Julitag, an dem er mit heftig klopfendem Herzen mittags den Zug bestieg, um sich einige Stationen vor dem Ziel immer wieder vorzusagen, wie er sich verhalten sollte. Auden sollte keinesfalls sein Schwanken zwischen Anbetung und der Infragestellung alles Gegebenen bemerken. Als Zwanzigjähriger sei es seine Pflicht – und auch Lust – gewesen, zwischen diesen beiden Polen hin- und herzuschwingen. Ein Mann, der von ihm auf ein solch hohes Podest gestellt wurde, mußte zwischendurch wieder auf den Boden, auf dem er wohl gewöhnlich stand, heruntergeholt werden. Das war ja eigentlich der Zweck seines Besuchs gewesen: den Verehrten in seinem alltäglichen Umraum zu erfahren. Zugleich erhoffte er sich Informationen über manche ihm unverständliche biographische Details in den Gedichten.

Auden wartete dort schon in einem verbeulten VW-Käfer und winkte ihm durch das heruntergekurbelte Fenster zu. Und er nahm vorne neben ihm Platz, obwohl er lieber auf der Rückbank gesessen wäre. So konnte er aber gleich dessen Gesicht mit dem auf dem Foto vergleichen: Es erschien ihm weniger reptilienhaft, aber sehr fleischig. Bräunliche Lippen, die nur ein schmales Lächeln zustande brachten. Möglicherweise rauchte er zu viel. Sehr dunkelbraune, jedoch nicht warme, sondern hellwache, forschende und blitzschnell urteilende Augen. Volles graues Haar, in die Stirn fallend, auf einem Schädel, der dem seines eigenen Großvaters geglichen

WYSTAN HUGH AUDEN, *1907 in York/Großbritannien, † 1973 in Wien. Dichter, Dramatiker und Essayist. Wuchs in Birmingham als Sohn eines Arztes auf und studierte 1925–1928 erst Biologie, dann Englische Literatur in Christ Church, Oxford. Freundschaft mit Christopher Isherwood und Stephen Spender. Nach einem Aufenthalt in Berlin 1929 kehrte er nach Großbritannien zurück, publizierte 1930 seinen ersten Gedichtband und arbeitete bis 1935 als Lehrer. 1935–1939 wirkte er als freischaffender Dichter, Rezensent und Essayist. Während des spanischen Bürgerkrieges ergriff er Partei für die republikanische Seite und besuchte Spanien 1937. 1939 Umzug in die USA, die bis 1972 zu seinem Hauptwohnsitz werden sollten. 1956–1961 Professor of Poetry, Oxford University. Von 1958 bis zu seinem Tod verbrachte Auden die Sommermonate in Kirchstetten/NÖ, wo er ein Haus kaufte. Werke (Auswahl): *Poems* (1930); *Spain* (1937); *Another Time* (1940, darin: *September 1, 1939* und *Funeral Blues*); *The Age of Anxiety: A Baroque Eclogue* (1947); *The Shield of Achilles* (1955); *Hommage to Clio* (1960).

E. A. RICHTER, *1941 in Tübingen/NÖ. Matura in Tulln, lebt als Schriftsteller und bildender Künstler in Wien, 1970–1975 Redakteur der Zeitschrift *Wespennest*. Zuletzt erschienen: *Jetzt bist aufgewacht*. Dialektgedichte (1973); *Friede den Männern*. Gedichte (1982); *Die Berliner Entscheidung*. Roman (1984); *Das ganze Leben*. Gedichte (1996); *Das leere Kuvert*. Gedichte (2002); *Eurotunnel*. Gedichte (2005); *Obachter*. Gedichte (2007); *Fliege*. Roman eines Augenblicks (2009).

habe. Blaugestreiftes Hemd, offener Kragen, kräftiger, gebräunter, weißbehaarter Brustkorb. Erst beim Aussteigen, nachdem Auden ihn über einen staubigen Feldweg flott vor das Haus gekurvt hatte, bemerkte er, daß dieser keine Sandalen, sondern Flanell-Patschen trug.

Von seinem Besuch bei dem damals so verehrten Dichter seien ihm noch drei Episoden in Erinnerung geblieben, behauptete der Ältere Philosoph: die Katzen-, die Goldfisch- und die Futterkrippen-Episode. Sofort nach der Ankunft waren von allen Seiten Katzen auf sie zugehlichen und hatten sie umschmeichelt. Und manche waren auf die Bank im Wohnzimmer und sogar auf dessen Tisch gesprungen, während Auden sie zärtlich bei ihren Namen genannt hatte, alle von berühmten Opernhelden. Zuerst wurden sie gestreichelt und dann abgefüttert, obwohl Auden mehrmals den Wert der Disziplin betonte. Zugleich zeigte er, daß es ihm wenig ernst damit war. Denn das herzerreißende Miauen jeder einzelnen Katze ließ ihn schuldbewußt zusammenzucken, und er redete sofort tröstend auf sie ein und beschrieb ihr genau, welchen speziellen Leckerbissen er schon für sie vorbereitet hatte. Erst danach begann er damit, für sich und seinen Gast ein Mittagessen zu kochen, während er seine Nachbarn, Ungarn-Flüchtlinge, ausgiebig lobte. Die Frau sei eine Katzenhexe, flüsterte er. Er könne daher seine Katzen ohne Bedenken zurücklassen, wenn er sich – meist über ein halbes Jahr – in New York aufhalte.

Die Goldfisch-Episode begann mit dem Gang zum Teich hinter dem Haus, eigentlich nur eine große, fast quadratische Grube, deren Wände mit Brettern verschalt worden waren. Auden betonte, daß das nicht so bleiben sollte, und er, der so beflissene Übersetzer, komme ihm gerade recht. Denn er habe schon lange eine Aktion geplant, die den Fischen ein angemesseneres Zuhause in einem sauber betonierten Becken verschaffen sollte.

Vorerst mußten sie alle in der Badewanne zwischengelagert werden, und zu dem Zweck wies der Dichter seinen Gast auf einige Blechkübel, die er neben die Eingangstür hingestellt hatte. So kam es, daß dieser und Auden gezählte 113 Goldfische, von denen manche schon bedenklich kahl waren, einfingen, in die Kübel gleiten ließen und dann ins Haus



transportierten, wo sie im Wasser einer lädierten Email-Badewanne landeten und verwirrt gegen deren Wände und auch gegeneinander stießen.

Die beiden waren bei dieser Arbeit ins Schwitzen geraten, und Auden hatte zwischendurch ein Bier nach dem anderen glucksend in seinen weit aufgesperrten Mund rinnen lassen. Durch dieses unerwartete gemeinschaftliche Tun und die Erwartungen, die sich daraus ergaben, war der damals noch sehr junge Ältere Philosoph bald in eine gewisse Hochstimmung geraten, die ihm eine weitere Steigerung zu versprechen schien. Er durfte nun das Allerheiligste Audens betreten, sein *garret*, ein Wort, das sich, wie ihm sein Gastgeber erklärte, vom mittelfranzösischen *garite* ableitete, Wachturm. Dort sah es aus wie nach einem Fliegerangriff: Hüte, Kappen, Galoschen, Programme, Briefe, Kuverts, Schachteln, Zeitungen, Bücher, Skizzenblätter, Spinnweben – eine uhren- und schutzpatronlose Miniaturwelt unter dem Dachfirst. Auden lachte: Das sei sein heiß geliebtes kreatives Chaos. Sein Freund Chester schimpfte zwar immer mit ihm, und auch ihm selbst werde es manchmal zu viel; aber die Willenskraft, um den Raum nach dessen Geschmack aufzuräumen, wäre vergeudet, da es ja nach einem Tag Arbeit wieder etwa so ausschaue wie jetzt.

Dann zeigte ihm Auden einige Manuskriptseiten, auf denen er ein Libretto begonnen hatte. Er verwendete Stifte in verschiedenen Farben und schrieb mit einer gut leserlichen Schulschrift. Sicher brauchte er bereits eine stärkere Brille, und er täuschte sich durch besonders große Buchstaben darüber hinweg.

Am späten Nachmittag, als die Sonne nicht mehr so unbarmherzig herunterbrannte und die Wolken von Westen her zu einer stabilen gelbgrauen Wand zusammengewachsen waren, habe ihm sein Gastgeber den Vorschlag zu einem Verdauungsspaziergang in den nahen Wald gemacht. Unterwegs trafen sie einige Personen, die den Dichter kannten und ihn freundlich grüßten. Er sagte, er singe gern im Kirchenchor mit; er habe eine kräftige, sogar ein wenig ausgebildete Stimme und sei deshalb von den Dorfbewohnern als Mitsänger sehr geschätzt. Es schien, als sei es für ihn völlig selbstverständlich, sich an das Landleben anzupassen, ohne eine Spur von großstädtischer Überheblichkeit.

Der schmale Weg führte an einem Gartenzaun vorbei, wo Auden stehenblieb, auf eine locker mit Gras bewachsene Stelle weisend: Da liegt er begraben, der Hund, der Hofhund!

Damit meinte er Weinheber, der sein Nachbar gewesen wäre, hätte er noch gelebt. Ihm hatte er ein langes Gedicht gewidmet, aus dem er während des Weitergehens zitierte. Gewiß wären sie Freunde geworden, wegen ihrer Liebe zum Wort, und hätten wohl öfter bei einem Glas Wein über Syntax gefachsimpelt, Kommasetzung und Versbau. Und er verteidigte den Österreicher gegen die Vorwürfe, ein Nazi gewesen zu sein. Man habe ihn doch von Widerstandsaktionen gegen das Regime bewußt nicht informiert, um ihn nicht zu verführen, sich den treibenden Personen anzuschließen. Seine einzige Notwehr sei, nachdem er den Abgrund benannt habe, das Schweigen gewesen. Und nach dem Krieg hätten die jungen Schriftstellerkollegen Weinheber vor allem wegen ihrer vorschnellen Freude am Skandal verurteilt. Diesem Nachbarn fühle er sich auch deshalb zur Reverenz verpflichtet, da er – als noch Lebender – dessen Blicke über das Tal der Perschling und die sanften Hügelzüge dahinter als ein menschlich-bescheidenes Bild für die Sehnsucht nach der Idylle, in der nichts auf Folterknechte und deren alltägliche Verbrechen hinweist, gut nachvollziehen könne.

Der Wald war ein *Tann*, jedenfalls habe Auden dieses Wort verwendet. Er habe ihm lachend erklärt, daß in diesem Tann allerdings fast nur

Fichten stünden, wie man gleich sehen werde, was der Bezeichnung aber keineswegs widerspreche, da Tanne in manchen deutschen Gegenden auch Fichte bedeute oder ganz allgemein Nadelbaum. Und: In einem Tann sei es naheliegend, den Atem anzuhalten, die Lichtstimme zu genießen und auf die Naturgeräusche zu hören.

Als sie in einer Mulde bei einer Futterkrippe für das Wild stehenblieben, bemerkte er, der sich schon auf eine längere Wanderung eingestellt hatte, daß Auden, der etwas außer Atem war und sich den Schweiß von der Stirn wischte, ihn eigentümlich fixierte und dabei mit bebender Stimme sich selbst zitierte: Möge Venus, nach deren Willen alles Blut in Wallung gerät, dich so lieb gewinnen, daß das Fühlbare an dir die vorge-sehene Wonne reichlich zurückgibt!

Mit einem Mal wurde ihm bewußt, daß sich das Begehren eines Mannes auf ihn gerichtet hatte, und er mußte sich vorwerfen, er hätte damit nie im Leben gerechnet, obwohl er sich so intensiv mit dessen Gedichten befaßt hatte. Doch dabei hatte er ihn sichtlich ganz von einem Geschlechtswesen abstrahiert, so als wäre er nicht ein Mensch aus Fleisch und Blut, sondern nur ein Gewebe aus Wörtern und Sätzen, das sich über das Zwischenstadium der Lagerung auf Buchseiten schließlich in die Hirne der Leser ausbreitete und diese miteinander unauflöslich verband. Wir sind zäher gebaut als Tiger – Auden räusperte sich mehrmals, während er sich des Hemds entledigte und sich dabei seitlich an die Krippe lehnte –, frei von Hautausstülpungen wie die Wimperntierchen, hören Vierteltöne, haben auch als Kurzsichtige noch den Blick für den Partner.

Er sei, flüsterte der Ältere Philosoph, in diesem Moment wie angewurzelt vor Auden gestanden, seinen Fluchtimpuls unterdrückend, und dann sei nicht das eingetreten, was er befürchtet hatte, daß nämlich der alternde Dichter sich ihm, dem damals doch recht ansehnlich Glatten, wengleich schon mit einem Ansatz von Haarschwund an den Schläfen Behafteten, hin zu seinen Füßen werfen und ihn anjammern würde um irgendeine Dienstleistung, die seiner sexuellen Prägung und den ihn sichtlich bedrängenden Gelüsten entgegenkam, sondern er habe sich in eine Hymne auf seine Schönheit und natürliche Begnadetheit als Jüngling verstiegen und schließlich, als er damit keinerlei Zeichen von Erhöhung bewirkte, begonnen, sich – als wäre er an die Futterkrippe gefesselt – zu winden und zu dehnen, zitternd auf- und abzuwippen, ohne ihn dabei jedoch aus den Augen zu lassen, um schließlich, wie von einem Blitz aus heiterem, nicht schon leicht eingedunkeltem Himmel getroffen, nach hinten zu kippen und sich stöhnend und röchelnd am Boden hin- und herzuwälzen.

Er habe die Augen nicht zugebracht, gestand der Ältere Philosoph, obwohl ihn diese Szene aufs Äußerste schockiert habe. Auden habe sich jedoch bald gefaßt, sich ohne Probleme wieder auf die Beine gestellt, ihn zärtlich angelächelt, ihm die nahe Ankunft seines Freundes angekündigt und ihn mit einigen liebevollen Anekdoten über ihn auf dem Rückweg zum Haus unterhalten. Er habe zum Beispiel anfangs, als er noch wenig Sprachpraxis hatte und auf dem Westbahnhof einen Träger mit seinem Koffer davonrennen sah, verzweifelt nach Worten gesucht und schließlich geschrien: Verweile doch, verweile doch!

Auf einmal glaubte ich, den Älteren Philosophen inmitten der Entgegenkommenden zu sehen. Eine Sekunde lang dachte ich, es sei nur eine Halluzination als Folge meines intensiven, inzwischen wieder verblasenden Erinnerungsbildes. Mein Weg hatte mich ja über den zufälligen Abstellplatz des Autos in der Walfischgasse zu Auden und über diesen direkt zu ihm geführt.

nur ein
Gewebe
aus Wörtern
und Sätzen



Fortsetzung von Seite 7

Plötzlich fiel mein Blick auf einen mittelgroßen älteren Mann in einem roten Anorak und seine vierzipfelige Mütze. Nur wenige trugen heute eine solche Mütze. Ich hatte auch noch keinen einzigen Schachbretthut gesehen, war allerdings schon an einigen Personen vorbeigezogen, die alle einen blauen, gelbbesterten Zaubererhut auf dem Kopf trugen, aber auch an solchen, auf deren Hinterkopf mich ein Pappgesicht angrinste, als wollten sie den Anschein erwecken, sie könnten die Nachkommen mit ihren Blicken durchbohren und sie so davon

abhalten, ihnen näher zu rücken, als ihnen gut tat. Es ging blitzschnell, und ich erstarre im Weitergehen in dem Augenblick, als ich die vier Zipfel mit den Schellen sah, deren Geräusch allerdings vom an- und abschwellenden Getöse und von der Knallerei rundum überdeckt wurde. Er hatte mich ins Auge gefaßt, mit einem toten Blick, und als ich glaubte, Leben darin zu entdecken, einen Hauch des Wiedererkennens, und mich auf dieses Wiedererkennen meinerseits einrichtete, tat er einen Seitenschritt, der mich an ihm vorbeiziehen ließ.



Literaturtermine der Alten Schmiede im Februar 2011

LQ - Literarisches Quartier • AS - Alte Schmiede - Werkstatt • GLZ - Galerie der Literaturzeitschriften

Programmänderungen vorbehalten

- 10.2.** Donnerstag, **16.30, LQ** **65. Autorenprojekt** der Alten Schmiede • Programmschwerpunkt *Stadtinstitut für Literarische Forschungen*
PETER WATERHOUSE: Wiedereckung von ERICA LILLEGG (1907-1988, Kinder- und Jugendbuchautorin)
CHRIS PICHLER (Wien) liest aus *Vevi. Für Mädchen und Buben erzählt* von Erica Lillegg (Verlag Heinrich Ellermann, 1955/ Obelisk Verlag, 1969) •
 Einleitung: **VERA NOWAK** (Institut für Germanistik, Universität Wien) • Lesung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene ab 10 Jahren
- 18.00, AS** **ERNST SEIBERT** (Univ. Prof., Institut für Germanistik, Universität Wien) *Erica Lillegg und der Traum vom Traume*. Kurzreferat, anschließende Gesprächsrunde mit
RENATE WELSH (Autorin) • **HUBERT HLADEJ** (letzter Wiener Verleger der Autorin im Dachs Verlag) • **DANIELA STRIGL** (Literaturkritikerin, Institut für Germanistik, Universität Wien) • **PETER WATERHOUSE** • mit Buchvorstellung von *Erica Lillegg-Jené (1907-1988). Kinderliteratur auf dem Weg zur Moderne* (Edition Praesens)
- 20.00, AS** **PETER WATERHOUSE** (Wien) liest und kommentiert *Erika und Erik* von Erica Lillegg (Dachs Verlag, 1988)
GLZ **Ausstellung** von Dokumenten zu Erica Lillegg und ihrem Werk
- 14.2.** Montag, **18.30** *Textkorrespondenzen: Aufbrüche und Einbrüche, Fixierungen und Lösungen in präzise gesetzten Erzählstilen*
LQ **GÜNTER WELS** (i.e. Günter Kaindlstorfer, Wien) liest aus *MAITAGE*. Erzählungen (Czernin Verlag, 2010) **Buchdebut**
20.00, AS **SUSANNE RÖCKEL** (München) liest aus *VERGESSENE MUSEEN*. Erzählungen (*Die andere Bibliothek*, Eichborn Verlag, 2009)
- 15.2.** Dienstag, 19.00 **BESTANDSAUFNAHME** in die gültigen Register der Literatur: *Die Liebe als Labyrinth verwickelter Identitäten und Identifikationen*
LQ **ANNE WEBER** (Paris) liest aus *LUFT UND LIEBE*. Roman (S. Fischer Verlag, 2010)/ *Tous mes vœux* (Actes sud 2010) •
 Einleitung und Gespräch mit der Autorin: **PETRA MESSNER**
- 17.2.** Donnerstag, **17.30, AS** Erhebungen zum offenen Ende eines Epochenwerkes • Programmschwerpunkt *Stadtinstitut für Literarische Forschungen* • als Prolog:
MICHAEL PILZ zeigt seinen Film *MF - Für Marianne Fritz* (52')
19.00, AS **MARIANNE FRITZ** Einblicke in *NATURGEMÄSS III*. Unveröffentlichtes Romanfragment (letzte Fassung der Autorin) •
KLAUS KASTBERGER (Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek Wien) *Geschichte der eigenen Knochen*. Vortrag mit Werkausschnitten in Projektion und Lesung von **ANNE MERTIN** und **FRED BÜCHEL** (*Fritzpunkt*) • Marianne Fritz: *Naturgemäß I* (Suhrkamp Verlag, 1996); *Naturgemäß II* (Suhrkamp Verlag, 1998) • Klaus Kastberger (Hg.): *Nullgeschichte, die trotzdem war*. Neues Wiener Symposium zu Marianne Fritz (Sonderzahl Verlag, 1995)
- 21.2.** Montag, 19.00 **LITERATUR ALS RADIOKUNST** im ORF-Kunstradio: **CHRISTIANE ZINTZEN** (Kuratorin): Die vier Produktionen des Jahres 2010 von
LQ **STAN LAFLEUR** (Köln) *Im Alpenrhein* (15'30, Ton: Martin Leitner) •
ELFRIEDE.INTERDISZIPLINÄRE AUFZEICHNENSYSTEME (Wien) *Schrei zum Hummel* (15'03, Ton: Robert Pavlecka) - Ursendung am 6.6.2010 •
MICHAELA FALKNER (Wien) *Es gibt diesen Krieg gar nicht - Eine Zurückweisung* (13'38, Ton: Robert Pavlecka) • **CHRISTIAN STEINBACHER** (Linz) *Der Schluck auf der Lücke* (15'27, Ton: Martin Leitner) - Ursendung am 12.12.2010 •
 Einleitung der Kuratorin, Statements der Autorinnen und Autoren, Vorführung der Produktionen in **5.1.-Kanal-Surround-Qualität**, Diskussion •
 in Zusammenarbeit mit dem Kunstradio Ö 1

Hinweis: 25.2., ab 19.00, RadioKulturhaus: *DIE LANGE NACHT DES HÖRSPIELS* mit Kür des *HÖRSPIELS DES JAHRES 2010*Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, www.alte-schmiede.at

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede

Impressum: Der Hammer - Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 47/ 2011 | Redaktion: Walter Famler, Kurt Neumann, Petra Meßner, Paul Dvořák | Fotos: Friedrich Achleithner - Zsolnay-Verlag, Klaus Kastberger, W.H. Auden - Horst Tappe | Koordination: Marianne Schwach | Alle: 1010 Wien, Schönlaterngasse 9; Telefon (0043-1) 512 83 29; Fax (0043-1) 513 19 629; e-mail: marianne.schwach@alte-schmiede.at | Der Hammer 47 erscheint in einer Auflage von 32 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 291, Februar 2011 | Grafische Gestaltung: fuhrer/zehnbeispiele.com